

Ein Nazi entdeckt Frankreich

Autor(en): **Oeri, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 34

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756485>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

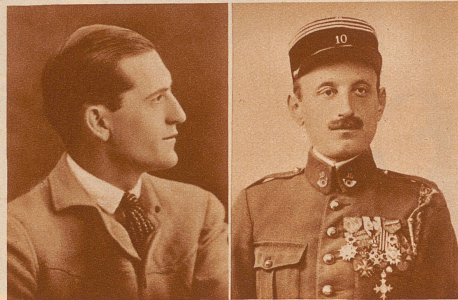
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Nazi entdeckt Frankreich

Wir Schweizer wissen meistens, daß wir Europäer sind, und daß es außerhalb unserer engen Grenzen noch mehr Europäer gibt, sogar recht gute Europäer, zum Beispiel die Deutschen und die Franzosen. Wir wissen, was uns mit den andern Völkern Europas verbindet, oder wir empfinden es wenigstens. Für die Nationen aber, die sich im Kriege und in der bösen Nachkriegszeit feindlich gegenübergestanden haben, ist das Selbstverständliche nicht selbstverständlich. — Im Gotthelf-Verlag (Bern und Leipzig) ist soeben ein kleines Buch «Ein Nazi entdeckt Frankreich» herausgekommen, das ein wahrhaft klassisches Dokument für die Größe dieser Schwierigkeiten, aber auch für die Möglichkeit ist, sie mit klarem Verstand und mit reinem Herzen zu überwinden. Es handelt sich um Tagebuchblätter des jungen Hitlerianers Eitel Wolf Dobert, der Frankreich bereiste, um den «Erbfeind» besser erkennen und besser bekämpfen zu können, und der dabei wider Willen das wahre, das gut europäische Frankreich «entdeckt» hat. Sein Führer auf dieser Entdeckungsfahrt war kein doktrinärer Pazifist, sondern ein durch und durch soldatisch und patriotisch empfindender ehemaliger französischer Offizier, der Alpenjäger-Hauptmann Etienne Bach. Dieser leitet heute von La Borcarderie (Val de Ruz, Kanton Neuenburg) aus die internationale Bewegung der Friedensritter (Chevaliers de la paix). — Die Redaktion der «Zürcher Illustrierten» erwirbt sich ein hohes Verdienst, indem sie ihre Leser durch den nachfolgenden Probeabdruck einführt in die gute und freie Geistessphäre, die einen gereiften französischen und einen jugendlichen deutschen Christen über alle Hemmnisse hinweg verbunden hat zu gemeinsamer Arbeit am europäischen Versöhnungswerk. *Dr. Albert Oeri, Nationalrat*



Eitel Wolf Dobert
der Verfasser des Buches «Ein Nazi
entdeckt Frankreich»
Aufnahme E. Sauer, Neuenburg

Hauptmann Etienne Bach
der ehemalige französische Alpen-
jäger-Hauptmann
Aufnahme A. Werner, La Chaux-de-Fonds

Der Verfasser an uns:

Ich bin der «Zürcher Illustrierten» dankbar, daß sie meinem Tagebuch Interesse entgegenbringt. —

Warum ich es veröffentlichte?

Weil ich glaubte, daß dieser oder jener Leser verstehen würde, wie schön, aber auch wie schwer der Kampf für Wahrheit und Frieden ist. —

Weil ich glaubte, meinem Volke meine Treue zeigen zu müssen, die ich trotz meiner geistigen Umwandlung auf dem Wege zur Wahrheit bewies, dem einzigen Wege zu einem dauernden und gerechten Frieden.

Weil ich glaubte, Zeugnis ablegen zu müssen über die besondere Aufgabe, die der Schweiz im internationalen Problem zufällt; — denn wenn ich diesen Weg gehen konnte, so doch nur, weil am Anfang der steinigen Straße ein schlichtes Schweizer Bauernhaus stand. —

Eitel Wolf Dobert

Anfang Dezember.

K. schrieb heute einen Brief. Ich sei ein schlechter Deutscher, weil ich als Adresse angebe: «Chez Monsieur» und «Canton de Neuchâtel»! Er meint entrüstet, das heiße Neuenburg, wäre altes preußisches Gebiet, und die Leute könnten sich bemühen, deutsch zu lesen. Ich vermute, er hat unrecht, das ist übertrieben. Ich glaube, es wäre lächerlich, sein Deutschtum so betonen zu wollen. K. ist doch sonst ein kluger Mensch! Ich frage die Leute hier um ihre Meinung, sie bemerkten, das seien die Deutschen, die unserem Ansehen so schadeten. Sie seien taktlos und lächerlich.

Also die Wirkung ist gerade dem entgegengesetzt, was K. wünscht.

Gleichzeitig gab man mir einen merkwürdigen Artikel, in dem die Verfasserin behauptet, sie sei völlig unparteiisch und wohl in der Lage, über den deutschen Charakter zu sprechen. Sie lobt uns auf mancherlei Gebiet, untersucht schließlich unser Nationalbewußtsein und meint: «Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist oft nur ein Schritt»:

«Sei stolz, daß du ein Deutscher bist.»

«Deutsch sein, heißt treu sein!»

«Deutschland über alles.»

«Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.»

Das ist doch verblüffend! In der Heimat predigt man uns das Gegenteil und behauptet, wir seien verachtet, weil wir nicht genug nationale Würde besäßen!

Anfang März.

Man spricht neuerdings dauernd von einem ehemaligen französischen Offizier, einem gewissen Capitaine Bach, der über Frieden spricht. Ich soll ihn anhören.

Gräßlich, diese imperialistische Friedenspolitik nach einem gewonnenen Krieg! Das ist doch nur fadenscheinig! Für einen Franzosen ist es nicht schwer, Pazifist zu sein. Der soll nach Paris gehen und dort den Blutsaugern die Meinung sagen.

Anfang März.

Am 16. März will dieser Franzose in Fleurier sprechen, ich bin mit der Tochter des Hauses dort eingeladen.

Schön, ich nehme an. Ich werde mich vorbereiten, um ihm einmal die Wahrheit zu sagen. Er soll vor allem Berührung mit der Jugend suchen. Natürlich, um Frankreichs Raub für alle Zukunft zu sichern! Ich sehe ihn im Geiste schon: Weiße Weste, wohlbeleibt, satt und gottgefällig — Mein schöner Sonntag!

Mitte März.

Nun habe ich mir noch einmal den gesamten Youngplan eingepägt, weiß die Kräfteverhältnisse aller Armeen Europas, den Versailler Vertrag usw. usw.

Morgen geht's los! Endlich mal eine Gelegenheit, Aug' in Aug' mit einem Franzosen zu sprechen. Ich werde ihm sagen, daß ich «Nazi» bin. Er wird schöne Augen machen.

17. März.

Ob ich mich jemals so innerlich aufgewühlt erhoben habe wie heute morgen, ich bezweifle es!

Der gestrige Tag hat alle meine Begriffe verwirrt. Ich habe das sichere Gefühl, daß unser Kampf ein gerechter

ist, und dennoch muß ich mir gestehen, aus Achtung vor mir selbst, aus dem Munde eines Feindes gestern Dinge gehört zu haben, die zweifellos Wahrheiten enthalten. Ich muß klar sehen! Ich fühle mich deutscher als je; denn deutsch sein bedeutet für mich, stark in Ehre und Wahrheit zu werden. Ich werde nicht zugeben, daß sich mein Blick, der bis dahin klar war, trübt.

Mein ganzes Wollen werde ich dahinter setzen. —

Als ich eintrat, stand der Franzose schon im Zimmer. Er war ein großer, schlanker Mensch mit ruhigem Blick. Er musterte mich, und trotz seines Zivils verriet seine Haltung den alten Soldaten. Als ich ihm vorgestellt wurde, gab er mir lebenswürgend die Hand und fing gleich von Deutschland an, das er ziemlich eingehend zu kennen schien.

Der Moment schien mir günstig, eine erste Karte anzuspitzen. Ich erklärte bestimmten Tones, daß ich «Nazi» sei.

«Ah, das interessiert mich», warf er ein. «Ich verfolge das Anwachsen Ihrer Partei in den Zeitungen. Sie scheint immer größere Erfolge davonzutragen und selbst einen Einfluß auf die Universitätsjugend gewonnen zu haben. Ich finde ihren Opfergeist und ihre Vaterlandsliebe sehr fein, nur ist Hitlers schwacher Punkt, sich zu sehr einer Oppositionspolitik hinzugeben, und ihm mangelt ein wirklich genialer, durchführbarer Plan, das Reich wieder auferstehen zu lassen, sobald er an der Regierung ist.» Er fügte noch hinzu, daß es bedauerlich sei, daß eine vaterländische Partei von derartigem Stolz sich disqualifiziere, indem sie Tatsachen angebe, die im Widerspruch zur Wahrheit ständen.

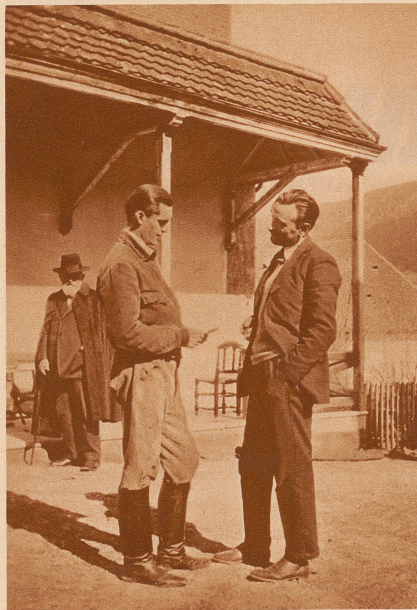
«Zu welcher Wahrheit?» warf ich ein. «Zur französischen?»

«Es gibt nur eine Wahrheit», sagte er scharf und sah mich gerade an. «Sie kann sich allerdings verschieden darbieten, je nach dem Gesichtswinkel, unter dem man sie mißt; aber die Wahrheit selbst verändert sich nicht.» Nach einer kleinen Pause, in der ich mir fest vornahm, mich nicht einwickeln zu lassen, fuhr er fort: «Besonders bedauere ich den Parteikampf, der augenblicklich Ihr Volk zersplittert, es scheint nicht mehr Herr seiner Nerven zu sein.»

«Herr seiner Nerven?» rief ich aus. «Aber was für Nerven erfordert es auch, einer solchen Not widerstehen zu können wie der unsrigen. Ich halte Sie für einen aufrechten, loyalen Mann. Setzen Sie sich doch an meinen Platz und sagen Sie mir dann, ob Sie, wenn Sie Deutscher wären, anders handeln würden, als ich! — Denken Sie doch an unsere Jugend, die stempeln geht, wenn sie die Schule verläßt! In den Klassen müßte stehen: „Ihr, die ihr ins Leben tretet, laßt alle Hoffnung fahren!“ — Sie garantieren den polnischen Korridor, erdrosseln damit Ostpreußen. Sie garantieren Oberschlesien, würgen damit Breslau ab. Sie sind das Land, in das sich unsere Milliarden ergießen, auf sechzig Jahre, sechzig Mark in jeder Sekunde. Natürlich, es kann Frankreich nicht schwer fallen, Frieden zu predigen, bedeutet das doch nichts anderes als Verewigung unserer Sklaverei und Ihrer Vormachtstellung!»

Ich habe ihm das alles ins Gesicht geschleudert, in heiliger Ueberzeugung. Er sah mich lange prüfend an und meinte:

«Es freut mich, Sie zu hören. Sie sind ein Mann, den ich suche. Ich brauche Menschen, die sauber sind und ihr Vaterland lieben. Sie und ich, wir haben eins gemein,



Der Deutsche Dobert (links) und der Franzose Bach im Gespräch